

Warum Frih Mahlmann nicht vorwärts kam?

Novelle von Ludwig Eschwege.

(Nachdruck verboten.)

Ein langweiliges Nest war es doch, dieses Hauenmühle mit seinen schmalen, holprigen Gassen. Mit Schauern dachten die Geschäftsfreudigen, die ein mühseliges Geschäft dahier versuchten, an ihren dortigen Aufenthalt. Sonst verirrte sich kaum jemals ein Fremdling hierher. Hauenmühle war von der übrigen Welt vergessen worden.

Und doch hatte es sein Schicksal wirklich nicht verdient. Der Ort besaß eine wundervolle Umgebung. Mitten in einem ausgedehnten Tal lag er, dessen blaue Grenzen sich anstehende Berge bildeten, spiegelte es seine weißen Häuschen in den Fluten eines kleinen Flusses, der das weite Tal lieblich belebte. Nach jeder Richtung hin bildeten herrliche Hochwälder einen natürlichen Schutz gegen die rauhen Winterstürme wie gegen übergroße Hitze im Sommer, und so hatte die Natur gleichsam als Entschädigung den Ort mit einem Klima und einer Luft bedacht, um die sie mancher sogenannte Lustort wirklich hätte beneiden können. Schon mehr als ein etwas fortgeschrittener Bürger hatte den fahnenbekannten ausgesprochen: „Wenn Hauenmühle nur etwas bekannter wäre, dann könnte es noch einmal ein beliebter Aufenthaltsort für die Fremden werden.“ Die Leute hatten nicht unrecht; es fehlte dem Städtchen nur an Bekanntheit. Die Bahn ging zwei Stunden seitwärts vorüber, und keiner achtete auf das arme, kleine Ding, das abseits vom Wege seine einsame Schönheit vertraute. Ein Dornröschen, wartete es auf den Ritter, der es aus seinem Schlafe befreien sollte.

Und der Tag sollte kommen, an dem die Dornenhecke durchbrochen wurde. Der Ritter aber, der kam, der war ein moderner Ritter, angezogen mit einer schweren Rüstung von Eisen und glänzenden Schienen, und der Atem seines Rosses war bieder weißer Dampf — Wasserdampf.

Jahrelang hatte die Stadtverwaltung die Regierung mit Eingaben beunruhigt, die projektierte Bahn zu bauen, die Hauenmühle mit der übrigen Welt in Verbindung bringen sollte. Endlich traf eines schönen Tages, noch heute kennt jedes Kind das Datum, die Depesche ein: „Die Bahn ist genehmigt; in drei Jahren soll sie eröffnet werden.“ Für eine Verbindung war noch dabei, die Stadt mächte unentgeltlich ein Terrain für den Bahnhof hergeben. Hier zeigte sich der Patriotismus der Hauenmühler im schönsten Licht. Um das Grundstück zu erwerben, mußten die städtischen Steuern erhöht werden. Aber mit einer wahren Begeisterung wurde diese neue Steuer bezahlt. Arm und reich, jeder nahm seinen Teil auf sich, wußte doch jeder, daß er später zehnfach alles wieder herausbekommen würde. Ja, wenn erst die Eisenbahn da war, dann würde eine glückliche Zeit anbrechen. Dann müßte sich Handel und Wandel beleben, und die Fremden würden kommen und einen reichen Goldregen mitbringen, von dem sie alle ihr Teil abbekämen! Wenn erst die Eisenbahn fertig war, dann müßte alles gut werden. Um ihre Eisenbahn drehte sich jetzt das ganze Denken und Hoffen der Hauenmühler. Sie war allmählich zu einer Art Fetisch geworden, der alle Götter heilen würde. Die Armen sahen im Geiste schon, wie sie sich ebenso gut kleiden und ebenso gut essen könnten wie die andern, und der alte Kunert, dem das Amt des Straßenreinigers oblag, schwelgte in dem Gedanken, daß er noch einmal einen funkelneuen Rock tragen würde statt des alten, aus einem einzigen Flicken bestehenden, der ihn seit zehn Jahren zum Gespött der jeweiligen Straßenjugend machte. Ja selbst in den Träumen der Schulkinder erschien die Eisenbahn als etwas unglaublich Hohes, Herrliches, als etwas, das sie vielleicht von einer Menge Schulstunden befreien könnte.

Unter denen, die am heißesten auf die Eisenbahn warteten, war Frih Mahlmann, zurzeit Gehilfe beim Kaufmann Wenig und demnachst Inhaber der Kolonialwarenfirma F. Mahlmann. Und das ging so zu. Unser Frih war vor nunmehr zehn Jahren in das Wenigsche Geschäft als Lehrling eingetreten und hatte es hier durch Fleiß und Tüchtigkeit zu einer vollkommenen Beherrschung des weiten Gebietes der Kolonialwaren gebracht. Durch sein freundliches, still beschreibendes Wesen erlangte er sich allmählich eine große Beliebtheit unter seinen Mitbürgern, insbesondere aber unter seinen Mitbürgerinnen. Wenn sie ihre häuslichen Einkäufe machten, dann schwärmte sie gern ein bißchen mit dem guten Jungen, während er das Verlangte mit liebevoller Sorgfalt einwickelte. Frih behandelte sie alle mit der gleichen Zuvorkommenheit. Mit der gleichen? doch nicht! Wenn Marie, die fünfzehnjährige Tochter der gegenüber wohnenden armen Postkutschnerwitwe ein halbes Pfund Salz oder für fünf Pfennig Pfeffer holte, dann hätten genauere Beobachter sehen können, daß die Wagsgasse mit den Gewichten ziemlich energisch in die Höhe schnellte. Frih konnte die kleine Marie gut leiden, die so verständig in die Welt guckte mit ihren wunderhübschen blauen Augen. Leider hatte sie's immer sehr eilig; denn sie mußte trotz ihrer Jugend den kleinen Haushalt ihrer gebrechlichen Mutter führen, und dabei mußte sie noch für fremde Leute, weil die kümmerliche Pension nicht ausreichte,

so vergingen die Jahre, und aus dem freundnachbarnlichen Verhältnis zwischen den beiden wurde allmählich eine stille Neigung. Der Platz am Fenster wurde immer seltener leer, und über die Straße herüber pflogen sie ihre süßen Zwiegespräche, lautlos für die andern, aber verständlich für ihre beiden Herzen, in denen die Liebe aufgeblüht war. Und eines Tages, da sagte er sich ein Herz und sagte ihr, was sie schon lange gewußt, und er vernahm von ihr, was er schon lange gewußt — daß sie sich liebten.

Frih beschloß, nicht lange zu zögern; er erklärte seinem Prinzipal, daß er ihn zu verlassen gedenke und daß er sich auf eigene Füße stellen wolle.

Einen geeigneten Laden hatte er bald gefunden und mit dem wenigen, das er sich in den zehn Jahren hatte ersparen können, richtete er sich einen Kolonialwarenladen ein. Leider verlangte der Besitzer eine für Frihs Verhältnisse außerordentlich hohe Ladenmiete. Er rechnete ihm die verschiedenen Vorteile der Lage vor: er genoss die Aussicht auf das Rathaus; auch hatte der Magistrat vor kurzem vor seiner Tür pflastern lassen. Ja, er rechnete ihm sogar die gute Luft und das gute Klima in Hauenmühle vor, die doch auch ihre Vorteile böten. Frih sah nun zwar nicht ein, daß alle diese schönen Dinge, die man doch nicht dem ehemaligen Herrn Badermeister zu verdanken habe, ihm von diesem auf die Rechnung gesetzt werden könnten; aber schließlich mußte er sich doch bequemen, den Preis zu zahlen, da ein anderer passender Laden nicht vorhanden war. Unter diesen Umständen war an ein Heiraten noch nicht zu denken, da ihm sein junges Geschäft kaum den eigenen Unterhalt gewährte. Aber den beiden Liebenden leuchtete ein Hoffnungsstern, auf den sie vertrauten, und der ihnen die Zeit des Wartens verkürzte, die Eisenbahn. Sie sollte wie für so viele andere auch für die beiden die Quelle des Glücks werden. Wenn erst die Eisenbahn fertig war, dann mußte alles gut werden; dann würde sich der Verkehr heben und sie könnten so viel einkommen, wie für so zwei bescheidene Leute zum Leben nötig war.

..... Und der große Tag kam heran, der Tag, an dem zum erstenmal der schrille Pfiff einer Lokomotive das Echo der jagenden Berge weckte. Es war ein Jubeltag, wie ihn Hauenmühle noch nicht erlebt hatte. Alle Häuser waren geflaggt; arm und reich war in feierlicher Kleidung, und als der mit grünen Reisern bedeckte Zug, der die besetzten Vertreter der Stadt und Provinz trug, in den Bahnhof einlief, da brach ein vielhundertstimmiger Jubel los, so laut und begeistert, als ob jetzt das Zeitalter der Glückseligkeit angebrochen sei. Ja, es war ein großer Tag und unbeschreiblich offen, die ihn mitgemacht. An diesem Tage versöhnten sich langjährige Feinde, und als der alte Kunert abends sein Strohlager aufsuchte, da betrachtete er beim Ausziehen wehmütig seinen geklärten Rock und dachte bei sich: „Doch habe ich auch die längste Zeit getragen!“

..... Es war eingetroffen, was man erwartet hatte. Die Eröffnung der Eisenbahn hatte die Aufmerksamkeit der Welt auf die vergessene kleine Perle gelenkt. Berichterstatter von Zeitungen, die an jenem Tage zum erstenmal nach Hauenmühle gekommen waren, räumten in ihren Berichten die reizende Lage des Städtchens; ein übriges taten mehrere Anzeigen in den gelesten Blättern, und als das nächste Frühjahr kam, da stellten sich zahlreiche Ausflügler aus der Hauptstadt ein, die jetzt bequem in drei Stunden zu erreichen war. Am 17. Juni konnte der „Anzeiger für Hauenmühle und Umgegend“ triumphierend melden, daß eine englische Familie mit Dienerschaft zum vierwöchigen Aufenthalt angemeldet sei. Wie gesagt, der Verkehr hob sich sichtlich, und unser Frih gedachte so bald wie möglich seinem Glücke die Krone aufzusetzen und Marie heimzuführen. Sein provisorischer Kontrakt mit dem Ladenbesitzer, der in der nächsten Zeit abließ, mußte vorher noch erneuert werden, und er nahm sich vor, einen neuen gleich für zehn Jahre abzuschließen. So sah er an einem schönen Sommertag glücklichen Gedanken nachhängend hinter seinen Dürren, als der Besitzer des Hauses bei ihm eintrat. Es war ein runder, behaglicher Herr von fünfzig Jahren, immer noch rosig und frisch anzusehen. Heute morgen zeigte sein Gesicht einen besonders glücklichen Ausdruck, wie dasjenige eines Mannes, der mit sich zufrieden ist. „Ich komme“, sagte er, „um mit Ihnen über den neuen Kontrakt zu verhandeln.“ „Nun“, meinte Frih, „da ist ja kein großes Handeln nötig; ich nehme den Laden für fernere zehn Jahre; man hat zwar seine Not, außer der Miete noch etwas für sich herauszuschlagen; aber ich denke, wenn der Verkehr sich weiter so hebt, dann wird man schon vorwärts kommen.“

„Herr Mahlmann“, unterbrach ihn der Hausbesitzer, „Sie werden begreiflich finden, daß ich mich bei dem voranschreitenden wachsenden Verkehr nicht auf so lange binden kann. Sehen Sie, der Laden wird doch dann mehr wert und immerhin will doch auch leben.“ Frih sah den Wirt mit einem Blick an, als ob er Mühe hätte, sich in die Vogeln des Sprechers hineinzudenken. „Was nun den Preis betrifft“, fuhr dieser fort — „den Preis“, unterbrach ihn Frih stönd, „ich denke, das wissen wir doch, was ich Ihnen immer gezahlt habe.“ Der Wirt sah ihn an, als ob er nicht richtig verstanden hätte. „Aber, Herr Mahlmann, Sie können doch nicht verlangen, daß ich Ihnen meinen Laden nun, nachdem wir die schöne Eisenbahn haben, für denselben Preis lasse. Bedenken Sie

doch, die Fremden, der Verkehr, der größere Verbrauch!“ „Ja, aber das ist doch alles nicht Ihnen zu verdanken“, unterbrach ihn aufgeregt Frih, „wenn der Verbrauch größer wird, dann wird doch auch meine Arbeitsleistung größer, und dann muß auch mein Verdienst größer sein! Wie denken Sie sich denn den Preis?“ Der Wirt nannte schmunzelnd eine Summe, die die bisherige fast verdoppelt darstellte. „Herr! Sind Sie des Teufels, Sie wollen mir nur so viel hier lassen, damit ich gerade mein Leben hier fristen kann? Sie haben doch nicht die Eisenbahn allein gebaut; wir alle haben doch unsere Steuern dazu beigetragen; das ist ja rein unmöglich, das können Sie nicht verlangen.“ Der Wirt zuckte die Achseln, nahm seinen Hut und sagte: „Es tut mir leid; ich tue nur, was die andern in der Stadt auch tun. Alle Mieten werden jetzt gesteigert, und wenn Sie's nicht wären, ich könnte meinen Laden noch besser vermieten.“ Damit empfahl sich der freundliche Herr, unsern Frih vollständig niedergeschmettert zurücklassend. Das waren also die heißerhofften Segnungen der Eisenbahn! Wohin waren seine Aussichten, seine Hoffnungen? Niedergemüht wie eine reifele Saat vom Hagelschlag. Nun hieß es, sich abzuwägen und abradern, damit er den Tribut pünktlich zu zahlen imstande war. Lebend heiß wollte es in ihm auf. Es waren staatsgefährliche Gedanken, welche er hinter seiner breiten Stirn wälzte. „Kraft welches Gesetzes“, so schrie es in ihm, „kann es jemandem erlaubt sein, eine Wohlthat, die auf Kosten aller erzielt und für alle geschaffen, für sich allein mit Beschlag zu legen. Wer gibt ihm das Recht, die Früchte meiner Arbeit, meines Fleißes in seine Tasche zu stecken?“ So grübelte er und sann, den Kopf auf seine beiden Hände gestützt, bis ihn ein sanfter Fuß Mariens, die unbemerkt eingetreten war, aus seinen gefährlichen Gedanken heraustrückte.

Die Hoffnungen, die heute so grausam geknickt waren, sie sollten dieses Schicksal mit noch vielen anderen teilen. Ja, es war eingetroffen, was man erhofft hatte. Hauenmühle war aufgewacht und sah mit stummenden Augen das rings sich entfaltende Leben. Kein Tag verging, an dem nicht zahlreiche Fremde durch die holprigen Straßen gingen oder fuhren. Ein großes Hotel mit allem modernen Komfort wurde in Angriff genommen. Jetzt konnte man auch die natürlichen Wohnschätze wirksam ausbeuten, nachdem die Transportverhältnisse andere geordnet waren. Ein großer, mächtiger Steinbruch, mit ausgezeichneter Material in nächster Nähe der Stadt, der bisher unbenutzt gelegen hatte, wurde durch einen Unternehmer aus der Hauptstadt in Betrieb gesetzt. Damit zugleich stellten zahlreiche Arbeiter mit ihren Familien nach Hauenmühle über; kurz, es war über Nacht ein Dörferchen und Treiben über das stille Städtchen herabgebrochen, als wenn es von einem Zauberstab berührt worden wäre.

Und die Menschen? Hatten sich ihre Hoffnungen erfüllt? O ja, bei einer Anzahl gewiß! Wer die andern? Der lieber Gott, auf einen Aufriedenen kamen zehn andere mit mißvergnägten Gesichtern. Der Kampf um dasjenige, was härter geworden in Hauenmühle. Mit dem zunehmenden Reichtum, der einer relativ geringen Anzahl Menschen in den Schoß fiel, begannen sich allmählich die bisher noch etwas patriarchalischen Verhältnisse zu verändern, und die Klassenunterschiede wurden schärfer.

Man mußte es dem Magistrat lassen, daß er die Aufgaben der Zeit vollkommen begriff. Im Schoße dieser fast ausschließlich aus Hausbesitzern bestehenden Gemeindevertretung wurden immer neue Pläne für Verbesserung und Verschönerung der Stadt ventiliert. Die Straßen wurden überall gepflastert, eine Gas- und Wasserleitung projektiert und einer Theatertruppe, die sich für den Winter angemeldet hatte, die Konzession zum Spielen verliehen.

Frih aber, der im Schweife seines Angesichts sich redlich abmühte, vorwärts zu kommen, sah diesem Fortwärtsschreiten mit einem stillen Ingrimm im Herzen zu. Wußte er doch, und hatte er es doch an sich selbst gespürt, daß er und sie alle, die nicht Wohnungseigentümer waren, es zu büssen hatten eines Tages durch einen höheren Miettribut. Alles was die Stadt und die Natur für alle bot, es wurde ihnen später von den Herren des Grund und Bodens, auf dem sie lebten und arbeiten mußten, sauber auf einer Rechnung präsentiert, die gute Lust, die schöne Aussicht, die gepflasterten Straßen, die neuen Verkehrsmittel.

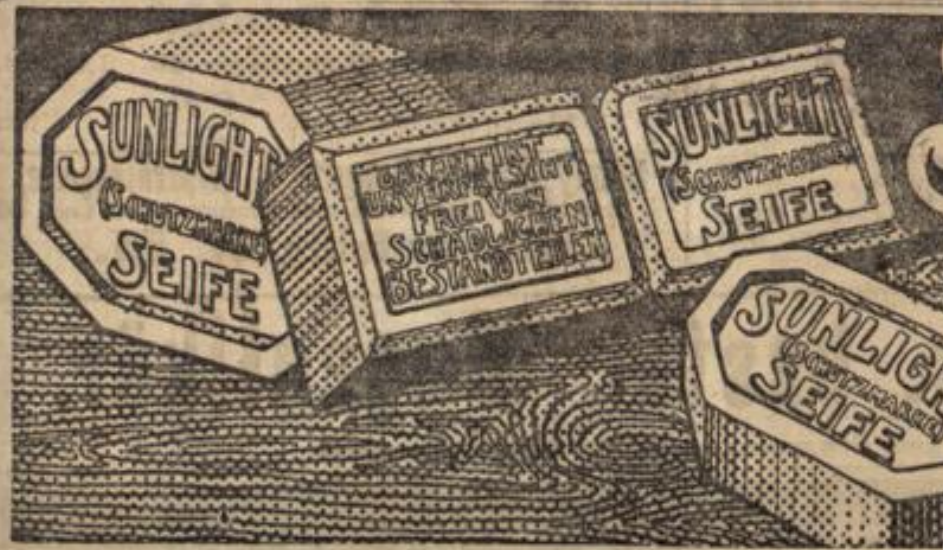
Im medizinischen Examen.

Der aus Galizien gebürtige Student der Medizin Felix Seidenbaum steht im Examen. Er hat aus dem Kasten einen Zettel mit dem Wort „Leber“ gezogen und beginnt dem Examinator seine Kenntnisse über dieses wichtige Organ des menschlichen Körpers vorzutragen.

„Der Lüber liegt rechts unter dem Zwerchfell“, so leitet er seinen Vortrag ein.

„Entschuldigen Sie, Herr Kandidat“, unterbrach ihn der Examinator. „Es heißt nicht „Lüber“, sondern Leber und man sagt nicht „der Leber“, sondern die Leber. Fahren Sie jetzt fort! Was wissen Sie sonst noch von der Leber?“

„Aber, Herr Professor“, ruft Herr Seidenbaum, „jetzt sagen Sie ja selber „der Lüber.““



Sunlight Seife

wird in allen einschlägigen Geschäften in folgenden populären Formaten und Preisen abgegeben: das elegante handliche Doppelstück im Karton kostet 25 Pf; das große mächtige Oktogonstück (Achtdeckformat), zwei Stück im Karton, kostet 35 Pf und das kleine vornehme Oktogonstück (Achtdeckformat) kostet 10 Pf. Man bestrebe darauf, die Stücke in Originalverpackung zu erhalten, da unzählige minderwertige Nachahmungen in den Handel gebracht sind.



Nr. 255:

Dienstag, den 31. Oktober 1905.

20. Jahrgang

Flüchtiges Glück.

Roman von Clarissa Lohde.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Vierzehntes Kapitel.

„Was ist nur mit Deiner Schwägerin vorgegangen. Sie hat sich in ihrer Erscheinung, wie in ihrem Wesen so merkwürdig verändert, daß man kaum denken kann, es sei dieselbe naive, schüchterne, mit so unschuldig fragenden Augen ins Leben blickende Frau, die Justus vorigen Winter in die Gesellschaft führte.“

Die Generalin v. Breidenstein richtete diese Frage an ihre Tochter bei Gelegenheit eines jener vielen, mit allem Glanz und Schimmer der Großstadt in Szene gesetzten Wohltätigkeitsfeste.

Die beiden Damen Markwald, die Kommerzienrätin und Katharina, hatten das Büfett übernommen, und die Generalin hatte sich an einem der kleinen Marmortische in dem reich decorierten Saale niedergelassen, um eine Erfrischung zu nehmen.

Katharina in reizender Toilette, einem kostbaren weißen Spitzenkleide über blauer Seide, Hals und Arme fast zu reich von Juwelen funkelnd, das braune Haar von einem goldenen, mit Brillanten geschmückten Kopfe gehalten, — stand in einer Gruppe von Herren mit einem Tablett voll gefüllter Champagnergläser, den perlenden Trank gegen blinkende Goldstücke eintauschend.

„Man könnte meinen, sie sei eine Großstädtlerin, die mit voller Sicherheit alle lang geübten Künste der Kofetterie ins Feld führt, um ihren Zweck zu erreichen.“

„Ein guter Zweck jedenfalls, liebe Mama“, entgegnete Leonie.

„Das wohl, aber ich gestehe offen, sie gefiel mir früher besser.“

Die Kommerzienrätin wurde von neu Hinzutretenden in Anspruch genommen. Eben wollte sich die Generalin wieder erheben, um die Räume weiter zu durchwandern, als die bekannte, etwas schrille Stimme der jungen Baronin von Dalton an ihr Ohr schlug.

„Hier kann man sich wohl ein wenig ausruhen und erfrischen. Die Damen Markwald werden sicher das Büfett aufs beste ausgestattet haben.“

Sie nahm mit ihrem Gatten, der in Uniform mit rasseln- dem Säbel neben ihr schritt, an einem nahen Tische Platz.

„Sieh nur die vorjährige, kleine Unschuld“, flüsterte sie ihm zu, „wie sie die Augen wirft! Ein Wunder nur, daß ihr Verehrer, der Leutnant von Breidenstein, nicht hier ist, dann würden wir sicher etwas interessantes erleben.“

Er lachte.

„Der arme Tropf tut mir leid.“

Die Generalin schob jetzt geräuschvoll ihren Stuhl zurück. Die beiden sahen sich um, Herr von Dalton schnellte von seinem Sitz empor und grüßte militärisch. Auf der alten Dame Gesicht malte sich ein nicht mißzuverstehender Unwille.

„Sie hat alles gehört“, bemerkte Baron Dalton vorwurfsvoll zu seiner Frau. „Du bist immer unvorsichtig.“

„Nun, mein Himmel, was habe ich denn gesagt? Es ist ja kein Geheimnis. Ganz Berlin spricht ja von nichts anderem als

dem Ehepaar Markwald. Ich wette darauf, während seine Frau hier den Offizieren Champagner kredenzt, und mit ihnen kokettiert, steht er an der Baubühne der Frau von Atting und läßt sich von seiner alten Liebe die Zukunft prophezeien.“

„Das kann schon sein. Ich meine, ihn eben in der Menge im Nebengal gesehen zu haben.“

„Es ist überhaupt nicht zu begreifen, daß man die Atting zu diesem Feste, wo so viele vornehme Namen an der Spitze stehen, zugelassen hat“, fuhr Frau von Dalton fort. „In der Gesellschaft hat sie doch eigentlich ausgespielt, selbst die Kommerzienrätin soll sich von ihr zurückgezogen haben.“

„Was willst Du?“ entgegnete der Gemahl achselzuckend. „Bei solchen Gelegenheiten nimmt man es nicht so genau. Sie bringt der Kasse jedenfalls etwas erkleckliches ein. Ihre Wahrsagerbude ist stets belagert, wie wir selbst gesehen haben.“

In diesem Augenblick trat Katharina mit ihrem Tablett an an den Tisch.

„Ein Glas Champagner gefällig? — Nur fünfzig Pfennige — der Wohltätigkeit wird natürlich keine Schranke gesetzt. Bitte, Herr Baron, Sie müssen durchaus auf das Wohl Ihrer Frau Gemahlin trinken, das kann ich Ihnen wirklich nicht erlassen.“

„Sie verstehen aber meisterhaft, liebe Frau Markwald“, lächelte Frau von Dalton mit ihrer süßesten Miene. „Wohl schon ein Vermögen eingenommen? Ich sehe ja lauter Gold blinken.“

„Ich wünschte, es wäre ein Vermögen“, lachte Katharina.

Herr von Dalton hatte ein Glas genommen und seinen Tribut gezahlt. Katharina wandte sich wieder den anderen zu. Da wurde im Rahmen der zu dem Nebensaal führenden Türe Erich von Breidensteins hohe schlanke Gestalt sichtbar. Sein Auge suchte Katharina.

„Ein Glas Sekt, Herr von Breidenstein?“ redete sie auch ihn sogleich an.

„Ich schwache schon lange danach“, war seine Antwort.

Sie reichte ihm, das Tablett auf einen Tisch stellend, ein gefülltes Kelchglas hin, das er sogleich an seine Lippen führte und mit einem langen Blick auf sie leerte.

„Auf Ihr Wohl!“ sagte er leise.

Sie blickte ihn lächelnd an.

„Ach, man hat heute schon so viel auf mein Wohl getrunken, von Ihnen aber weiß ich, daß es treu gemeint ist.“

„O, dürfte ich es beweisen, wie treu!“ flüsterte er, sich zu ihr neigend.

„Beweisen Sie es mir, indem Sie mich gegen jene bösen Zungen verteidigen, die ich schon rings sich regen sehe“, entgegnete sie mit einem Blick auf das Ehepaar Dalton, das zischelnd die Köpfe zusammenstecte.

„Nun Erich! Schon jetzt Champagner? Willst Du nicht auch mich bedenken!“ rief die Kommerzienrätin, die mit unruhigen Blicken die kurze Unterhaltung der beiden beobachtet hatte, den Bruder heran. „Mama hat Dich schon gesucht.“

Erich trat sogleich an das Büfett zur Schwester, die ihm verweisend zuflüchtete:

„Möchte doch ein wenig mehr auf Dich. Du schadest Katharina durch Deine allzu sichtliche Guldigung.“

„Ich bitte Dich, Leonie“, entgegnete er ebenfalls leise, „bedenke Du, daß ich Deiner Mentorchaft entwachsen bin.“

Dabei drehte er sich auf dem Absatz herum, und kehrte zu Katharina zurück.

„Darf ich Ihnen bei Ihrem Amte behilflich sein?“

„Wenn Sie Zeit für mich haben? Zuerst bitte, nehmen Sie mir das Tablett für einige Zeit ab, mir sind die Arme schon müde.“

Er griff nach der Platte, während sie sich in einen Sessel gleiten ließ. —

Jetzt trat die Kommerzienrätin vom Büfett heran.

„Es geht wirklich nicht, Erich. Herren dürfen sich damit nicht befassen. Wenn Du müde bist, Katharina, werde ich eine unserer jungen Damen zu Deiner Ablösung herbeirufen. Willst Du mir Deinen Arm geben, Erich, und mich in den anderen Saal begleiten?“

Dieser direkten Aufforderung konnte sich der junge Offizier nun doch nicht entziehen. Mit unmutig gefalteter Stirn führte er die Schwester fort.

„Du sollst Deine Aufmerksamkeit nicht auf mich, sondern besser auf andere richten, die, wie Deine Freundin und Dein Schwager, schon lange ein öffentliches Vergnügen geben.“

Sie machte eine abweisende Bewegung.

„Ueber Justus habe ich keine Macht. Doch meinen Bruder werde ich soviel als möglich zu verhindern suchen, Torheiten zu begehen.“

„Danke für die gute Absicht. Ich glaube aber alt genug zu sein, um mich selbst vor Torheiten schützen zu können.“

Die Kommerzienrätin hatte bald den gewünschten Erfolg in einer niedlichen Blondine gefunden, und ließ den Bruder nun frei, der sich verdrissen durch die wogende Menge schob.

Was wollte eigentlich Leonie von ihm? Der Gefühle, die er für die junge liebevolle Frau hegte, brauchte er sich wahrlich nicht zu schämen, und wenn er dem herrlichen Geschöpf seine verheerende Liebe weihte, wer wollte ihm das verwehren, solange er nichts tat, was nicht vor dem strengsten Richterstuhl der Sitte bestehen konnte! Das aber würde und wollte er sich nicht lassen, ihr sein in jener unvergeßlichen Stunde, da sie ihn ihres Vertrauens gewürdigt hatte, gegebenes Versprechen zu erfüllen, ihr Freund und Beschützer zu sein. Denn wenn je bedurfte sie jetzt eines Freundes, da es in der Welt kein Geheimnis mehr war, daß der sie einst überschwänglich anbetende Gatte sich nur zu rasch in einen sturachslos vernachlässigenden verwandelt hatte. Und dieses Weib, diese Atting! — Triumphierte sie nicht offen, ohne Scham über die ihr gelungene Wiedereroberung ihres früheren Anbeters, der seine Abende öfter bei ihr als in seinem eigenen Hause zubachte? Und er — Erich — sollte Katharina nicht einmal ein harmloses Zeichen seiner Verehrung geben dürfen, ohne gleich eine Zurechtweisung von der Schwester zu erhalten? — Das durfte er nicht dulden. Ohne darauf zu achten, war er in die Nähe der Zauberbude gekommen, in der Frau von Atting als Zigeunerin waltete. Erst der laut an sein Ohr bringende Anruf von dort machte ihn aufmerksam, wo er sich befand.

„Nur heran, meine Herren und Damen, immer nur heran. Wer will einen Blick in seine Zukunft tun? Ich garantiere dafür, daß alles eintrifft, was ich verkünde.“

Einige junge Offiziere, deren lautes Lachen Zeugnis davon gab, wie gut sie sich über die zum besten gegebenen Scherze amüsierten, verraten Erich den Weg.

„Gehen Sie nicht so vorüber, Herr Kamerad, so leichten Kaufes kommen Sie nicht davon.“

Er konnte sich, ohne aufzufallen, nicht weigern.

„Wenn es sein muß —?“

„Aus der Hand oder aus den Karten?“ fragte Frau von Atting, den Näherkommenden mit scharfem Blick streifend.

„Was am schnellsten geht.“

„So bitte ich um die Hand.“

Justus lehnte neben dem Bette nachlässig in einem Sessel und schien höchlich amüsiert.

„Ah, unser junger Mars“, sagte er spöttelnd. „Da bin ich wirklich neugierig.“

Frau von Atting in malerischer Tracht, ein rotseidenes Tuch um den Kopf geschlungen, von dem Goldmünzen auf die Stirn herabfielen, die Haut braun gefärbt, streckte den mit klirrendem Geschmeide bedeckten Arm nach dem jungen Offizier aus und ergriff die ihr widerwillig gereichte Hand. Eine Weile blickte sie nachdenklich in dieselbe. Dann begann sie, die Art und Sprache der Zigeuner trefflich nachahmend:

„Der junge Herr ist bis über die Ohren verliebt.“

Ein allgemeines Gelächter erhob sich.

„Dasselbe ist jedem von uns gesagt. Beichten Sie, Breidenstein, ist's getroffen?“

Justus' graue Augen richteten sich kalt lächelnd auf den jungen Mann, in dessen Stirn ein helles Rot stieg.

„Nur weiter“, sagte Erich ungeduldig. „Nicht ich habe hier zu sprechen, sondern die Zigeunerin.“

„Sehr wahr, mein schöner Herr! Das junge Volk unterbricht mich immer. Es lacht, weil es nicht weiß, wie ernst die Sache ist. Aber der schöne Herr weiß das, darum soll er sich in acht nehmen, er wandelt auf gefährlichen Pfaden. Die Blume, nach der er Verlangen trägt, blüht nicht für ihn. Ich sehe Feinde nahen, eine starke Hand, die sich zwischen ihn und die Liebste schiebt.“

„Genug“, rief Erich, seine Hand hastig zurückziehend. „Meine Kasse ist nur schmal, und ich könnte zu lange Prophezeiungen nicht genügend honorieren.“

Er legte hastig ein Goldstück auf den Tisch und wandte sich zum Gehen.

Ein Arm schob sich in den seinen.

„Aber, bester Herr von Breidenstein, wie kann man einen Scherz so ernst nehmen?“

„Ah, Assessor Melkorn, Sie?“

„Ich kam gerade hinzu, als die schöne Pythia in Ihrer Hand zu lesen begann. Sie spielte ihre Rolle recht gut.“

„Zu gut vielleicht. Aber Sie wissen, mir ist die Dame obdös.“

„Freilich, weiß ich das. Umso mehr jedoch wünschte ich, Sie mähigten ein wenig Ihr allzu hitziges junges Blut, und ließ Ihre Abneigung nicht zu sehr merken. Man könnte auf Rache sinnen.“

„Sie glauben doch nicht etwa, daß ich mich fürchte, vor diesem Weibe fürchte?“

„Sie vergessen, daß sie ihren Freund und Beschützer zur Seite hatte.“

„Das vergesse ich nicht, darauf verlassen Sie sich, lieber Assessor“, kam es in ausbrechender Leidenschaft über Erichs Lippen, „und mehr noch als dieses heimtückische Weib ist mir der Mann zuwider, den sie ihren Freund nennt. Bemerken Sie nicht, mit welcher einem Kalt lächelnden Blick er mich maß? Ich verlasiere Sie, dieser Blick treibt mir stets das Blut siedend zu Kopfe, und ich weiß nicht, was noch geschieht.“

„Um Gottes willen, lieber Herr von Breidenstein — ich bitte Sie, tun Sie alles, diese Regungen zu unterdrücken. Justus Markwald ist Ihnen nahe verwandt.“

„Umso schlimmer. Ich kann ihm nicht einmal aus dem Wege gehen.“

Der Assessor schüttelte den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Tel. **Conrad H. Schiffer,** 8693
3046 Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Das Recht am Dasein.

Erzählung von Anna von Krane.

(Nachdruck verboten.)

Schwester Margarete, sind Sie es wirklich? Der junge Mann ließ seine Gartenschere fallen vor lauter Eile, als er aus dem dichten Rosengebüsch heraussprang.

Das Mädchen in Pflegerinnentracht fuhr zusammen und wollte sich schleunigst von der Decke zurückziehen, über die es geschaut hatte, um sich die schönen Rosen im Nachbargarten anzusehen.

Aber bitte, so bleiben Sie doch, gehen Sie nicht fort! rief der Rosenbesitzer in großem Eifer. Wir sind ja alte Bekannte; kennen Sie mich denn nicht mehr? Wissen Sie noch, voriges Jahr im Krankenhaus —?

Der feine Kopf mit dem weißen Häubchen schaute wieder über die Decke und nickte leise. Ja, ja, richtig, nun erkenne ich Sie wieder, sagte Schwester Margarete. Sie lagen im Saal Nr. 4. Hatten Sie nicht Diphtherie? Es war ein sehr schwerer Fall. — Sie haben sich aber gut erholt, Herr — Herr —

Flemming, Architekt Hermann Flemming, fiel der junge Mann ein, dessen Eitelkeit ein wenig getränkt war, daß man sich seiner nur als eines schweren Falles erinnerte. Das Mädchen aber sagte ganz harmlos: Flemming, jawohl so war Ihr Name. Man hat so viel Patienten, daß man leicht vergißt, wie sie alle heißen.

Sie sind scheint's nicht mehr im Krankenhaus beschäftigt, Schwester?

Nein, ich bin seit einem halben Jahr mit meiner Lehrzeit fertig und habe mich der Privatpflege gewidmet.

Ist denn die alte Rätin drüben in der Villa krank? Ich habe sie doch erst vorgestern noch gesehen.

Sie hat sich beim Ausgleiten auf der Treppe das Knie verletzt und muß längere Zeit festliegen, darum bin ich zu ihr gekommen. Sie scheint sehr gut zu sein.

O ja, es ist eine liebe Frau, kein so ungebärdiger Patient wie ich.

Na, Herr Flemming, Sie waren für einen Mann recht brav in der Krankheit.

Danke fürs Lob! Sie scheinen uns Männern wenig Gehuld und Selbstbeherrschung zuzutrauen.

Ihr seid nicht an Schmerzen und Stillhalten gewöhnt, erwiderte die kleine Schwester allflug. Uebrigens können die weiblichen Patienten auch recht unangenehm sein.

Nun, das ist doch wenigstens eine gerechte Verteilung von Licht und Schatten. Darf ich Ihnen einige Rosen abschneiden, Schwester Margarete?

Danke! Ich will sie der alten Dame ans Bett stellen.

So war's nicht gemeint! Die Rosen sind für Sie, der Frau Rätin bringen wir andere.

Für mich? Die schönen Rosen? und eine dunkle Rote stieg in das zarte Gesicht bis zu den Schläfen, wo sich blonde Locken so zierlich ringelten, trotz aller Versuche, eine glatte Tugendstirn zu erzwingen.

Ja für Sie, ich hatte doch bis jetzt keine Gelegenheit, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen. Hermann Flemming brach kurz ab und versenkte sich ins Rosenschneiden, um eine leichte Verlegenheit zu verbergen, denn er hatte in all der Zeit herzlich wenig an Schwester Margarete und ihre Pflege gedacht. Sie sehen viel besser aus wie früher, meinte er dann, Sie waren gewiß überanstrengt im Krankenhaus.

O, das kann ich nicht sagen, antwortete sie leichthin. Aus Arbeiten bin ich gewöhnt, ich hatte nur damals allerlei Sorgen und Kummer, das ist jetzt vorüber.

Kummer — ei, wohl gar Liebeskummer? scherzte Hermann und stach sich dabei gehörig an seinen Rosen, weil er nach dem Mädchen hinüberschaute. Nun darf man Ihnen wohl zur Verlobung gratulieren.

Was fällt Ihnen ein! Sie lachte herzlich und unbefangen. Daß die Männer doch immer an solche Geschichten denken müssen! Nein, von Liebe und Heiraten war nichts dabei, das wäre auch unrecht von mir gewesen, mich mit derlei Gedanken abzugeben.

Unrecht, wie so? Fassen Sie Ihren Beruf so ernst auf? Sie sind doch keine Nonne, die bindende Gelübde abgelegt hat. So meinte ich es auch gar nicht — ich meinte nur —

Was denn, Schwester Margarete? und er schnitt seine schönsten La France-Rose ab.

Ach, etwas ganz anderes — aber das gehört nicht hierher und ist zu lang zum Erzählen.

Also eine ganze Geschichte! Die möchte ich aber doch hören, sie ist gewiß interessant.

Neugieriger Herr! drohte sie in der kameradschaftlich-mütterlichen Weise, die sie sich im Verkehr mit ihren Patienten angewöhnt hatte, und fügte dann hinzu: Nun ist es aber die höchste Zeit, daß ich ins Haus zurückkehre, meine Dame ist gewiß wieder allein und der Besuch fort.

Wenn Sie mit dem Besuch die Tochter der Rätin meinen, so kann ich Ihnen versichern, daß die Dame noch bei Ihrer Mutter ist, denn ihr mir wohlbekannter Wagen steht noch drüben an der Wirtschaft, wo der Kutscher sein Glas Bier trinkt.

Trotzdem will ich nachsehen — ich komme gleich wieder — und Schwester Margarete huschte fort. Hermann blickte ihrer schlanken Gestalt nach, wie sie durch den Garten eilte und in der Veranda verschwand. Wie hübsch müßte sie in zarten, duftigen Gewändern aussehen, die ihrer Jugend angemessener waren, als das klösterliche schwarze Kleid. Seine ganze Lebenszeit im Spital fiel ihm wieder ein, und wie freundlich, hilfsbereit und geduldig sie jederzeit gewesen, und wie wenig dankbar meist ihre Patienten. Er auch! Hatte man sie eigentlich nicht wie eine Art von nützlichem Gegenstand behandelt, nicht aber wie einen Menschen mit menschlichen Gefühlen? Nur er hatte hier und da ein bißchen mehr mit ihr gesprochen, als die anderen und sie beobachtet in ihrem stillen Tun, und sich gewundert über den Mut, mit dem sie die Anstaltungsgefahr mißachtete. Freilich, dann war er gesund geworden, war mit einem: Schön Dank! fortgegangen und hatte nicht mehr an die unangenehme Spitalzeit gedacht bis heute, da er von ungefähr aus seinem Rosengebüsch aufblickte und das hübsche Mädchen über die

Hecke gucken sah und zu seinem Staunen eine alte Bekanntschaft in ihr wieder fand. Sie hatte sich in der verfloßenen Zeit wirklich sehr vorteilhaft verändert.

Da bin ich wieder! ertönte ihre Stimme plötzlich über die Hecke, ein wenig atemlos vom raschen Gehen. Die Frau Rätin braucht mich eben nicht, sie meinte, ich solle noch ein wenig frische Luft schöpfen. Ich habe sie auch gefragt, ob ich mit Ihnen sprechen dürfte, sie seien ein ehemaliger Patient von mir, und sie hat es erlaubt. Sie sagt, sie sei gut mit Ihnen bekannt und läßt Sie bitten, ihr auch ein paar von ihren schönen Rosen zu geben.

O, mit tausend Freuden, einstweilen aber nehmen Sie mal erst Ihren Strauß, Schwester Margarete.

Wie herrlich, wie prachtvoll! Nein, das ist zu schön für mich, Sie hätten nicht so viel abschneiden sollen.

Warum nicht, wenn ich Ihnen eine Freude damit machen kann! Ich weiß aber nicht, wie ich Ihnen den Strauß reichen soll, ohne das Rabattenbeet da vor mir zu treten. Wissen Sie was, Schwester, ich mache das kleine Zwischentürchen auf und Sie kommen auf ein Augenblickchen zu mir herüber. Wollen Sie?

Sie dachte ein wenig nach und ging dann ruhig ohne Ziererei durch das Pförtchen, das er ihr offen hielt. Nun komme ich auf Ihr Gebiet, sagte sie dabei, Sie haben einen schönen Garten.

Ja er ist schön und groß, das kann man hier in der Vorstadt noch haben! Mein Garten ist auch meine ganze Freude.

Das merkt man an der Art, wie er gehalten ist. So wackelt nur ein Liebhaber seines Amtes. Sie haben auch eine nette, kleine Villa!

Selbst gebaut, Schwester! Ganz nach meinem Geschmack! Es ist nur ein bißchen still darin, seit meine gute Mutter gestorben ist, die bei mir wohnte. Sie sorgte so lieb für mich, jetzt bin ich allein im Haus.

Sie müssen sich eine Hausfrau suchen, meinte das Mädchen in seiner mütterlichen Art.

Wenn man sie nur so leicht fände! seufzte er. Die jungen Damen meiner Bekanntschaft gefallen mir allesamt nicht. Sie sind eitel und oberflächlich, ohne Herz und Gemüt — ich bin eben verwöhnt durch mein Mütterchen und ich suche ein Weib, das ihr ähnlich ist. Da werde ich wohl lange warten müssen.

Sein ansprechendes, ehrliches Gesicht sah auf einmal recht wehmütig aus und die Pflegerin betrachtete ihn mit stillem Mitleid. Er aber nahm sich schnell zusammen. Da lasse ich Sie stehen, schwärze Ihnen allerhand Unsinn vor und biete Ihnen nicht einmal einen Sitz an, entschuldigen Sie! Nun müssen Sie nach meinem Lieblingsplätzchen kommen!

Er führte seinen Gast bei diesen Worten nach einer großen Laube aus Kletterrosen, die in voller Blüte standen und freute sich an dem entzückten: Nein, wie herrlich! — mit Schwester Margarete diese Pracht begrüßte. Dann bot er ihr einen Korbstuhl und legte seinen Rosenstrauß auf ihre Knie. Sie nahm ihn mit zarten, sorglichen Fingern, bewunderte jede einzelne Blume, ließ sich den Namen nennen und atmete den süßen Duft behaglich mit ihrem zierlichen Näschen ein.

Das riecht anders wie Chlor und Karbol! meinte er neckend.

Ach ja, ganz anders! hauchte sie und schaute verträumt in die Kelche der Rosen.

Warum haben Sie eigentlich einen so schweren und entsagungsvollen Beruf erwählt? fragte der junge Mann.

Schwester Margarete wurde verlegen. Das ist ja die Geschichte mit dem Kummer, sagte sie ein wenig unklar.

Ah so! Nun müssen Sie mir das erzählen, als Dank für meine Rosen, bat er.

(Fortsetzung folgt.)



Denkspruch.

Wie kommt's daß ein gemeiner Mann
um Trinkgeld pflegt zu bitten?
Nach Ehegeld begehrt er nicht:
es gibt noch deutsche Sitten!

Logau.



Zur Wöchnerinnen-, Kinder- u. Krankenpflege.

Augen-, Nasen-, Ohren-Douchen und Spritzen
von Gummi, Glas und Porzellan von 30 Pfg. an.

Augen- und Ohren-Klappen und Binden von 30 Pf. an.

Armtragbinden von 1.— an.
Bade-Thermometer
von 40 Pf. an.

Bade- u. Toilette-Schwämme
von 10 Pf. an.

Beissringe von 10 Pf. an.

Wasserdichte Bettelagen.
per Meter von 1.80 Mk. an.

Bett- und Krankentische Bettpfannen,
(Unterschieber, Stechbecken)
von 2.— Mk. an.

Billroth- u. Mosetig-Battist, Guttapercha-Papier
zu Verbänden und wasserdichten Umschlägen per Meter von 70 Pf. an.

Bruchbänder
von 1.80 Mk. an in allen Ausführungen
(gelernter Bandagist im Hause).

Brusthütchen mit Sanger
von 30 Pf. an.

Brust-Umschläge,
s. Wasser-Umschläge.

Catheter und Bougis,
beste franz., engl. u. deutsche Fabrik.,
von 60 Pf. an. Grösste Auswahl!

Clystirröhren
aus Glas, Hartgummi u. Weichgummi
von 15 Pf. an.

Clystir- u. Glycerin-Spritzen
aus Gummi, Glas und Zinn von 20 Pf.
an, sowie

Clysepumpen und alle sonstigen
Clystir-Apparate billigst.

Damenbinden p. Dixd. v. 80 Pf. an.

Desinfektionslampen
8694 für Krankenzimmer.

Einnehmegläser und Löffel, Krankentassen und Trinkröhren von 20 Pf. an.

Eisbeutel,
sowie Kühlapparate nach Winternitz,
für Kopf, Ohr, Hals, Herz, Leib und
Magen von 80 Pf. an.

Electrisir-Apparate
(auch leihweise).

Fieber-Thermometer
(Maxima) von 1.— Mk. an, mit amtl.
Prüfungsschein von 3.— Mk. an.

Fingerlinge
aus Gummi und Leder von 10 Pf. an.

Frottlr-Artikel
aller Art billigst.

Gesundheitsbinden,
Ia. Qual. (Damenbinden), per Dutzend
von 80 Pf. an.

Gürtel dazu von 50 Pf. an.

Gummibinden,
porc. u. gewebt.

Gummistrümpfe
in allen Grössen und nach Maass in
verschiedenen Geweben, auch patent,
nahtlose, billigst.

Guttapercha-Papier
zu Verbänden und Umschlägen von
70 Pf. an per Meter.

Hand- und Nagelbürsten
von 10 Pf. an.

Hörrohre
in allen Formen von Mk. 1.50 an.

Swaty's Hühneraugensteine.
grossartig, Mk. 1.— p. Stück.

**Hühneraugen-Feilen, Hobel-
Messer, -Ringe und -Pflaster**
zu niedrigsten Preisen.

Halsumschläge,
s. Wasser-Umschläge.

Hirsenspreu-Kissen
mit und ohne Öffnung in all. Grössen

Inhalations-Apparate
von Mk. 1.50 an.

Jäger's Ozon-Lampen.

Injection-Spritzen
aus Glas und Hartgummi etc. von
20 Pf. an.

Irrigatoren,
komplett, von Mk. 1.— an.

Impfschutzkappen
für Kinder.

Kopfkeile, verstellbar.

Krücken
in allen Ausführungen, Stück von
Mk. 3.25 an.

Krücken- und Stockkapseln
von Gummi.

Leibbinden
für Damen- u. Herren, System „Touffet“
und andere von Mk. 1.25 an.
Auch Extra-Anfertigung nach Maass
billigst.

Leib-Umschläge,
s. Wasser-Umschläge.

Leibwärmeflaschen,
s. Wärmeflaschen

Luftkissen,
rund und viereckig, aus Gummi und
gumm. Stoff, in allen Grössen von
Mk. 2.— an.

Luft- u. Wasser-Matratten.
aus Gummi, in allen Grössen und in
grösster Auswahl bei billigsten Preisen.

Milchpumpen von 80 Pf. an.

Mosetig-Battist, s. Billroth-Bat.

Milchflaschen,
gewöhnl. Strichflaschen und Soxhletfl.,
von 5 Pf. p. St. an.

Milchkochapparate
nach Prof. Soxhlet, Dr. Raab,
Dr. Zweiböhmer, und andere,
komplett schon von Mk. 7.— an.

Mutterrohre
von Glas, Hartgummi etc. von 20 Pf. an.

Nabelbruchbänder
f. Kinder u. Erwachsene von Mk. 1.40 an.

Nabelpflaster.

Ohren-Halter für Kinder.
Ohren-Schützer bei Kälte.
Ohren-Schwämmchen.

Plattinuss-Einlagen
aus Gummi und Metall in div. Grössen
von 90 Pf. an p. Paar.

Pulverbüchsen
in grösster Auswahl von 50 Pf. an.

Hygien. Hand-Spucknapfe
aus Glas, Porzellan, Emaille v. 60 Pf. an.

**Hygien. Taschen-Spuck-
Flaschen**
aus Glas und Metall von Mk. 1.50 an.

Suspensorien,
gewöhnl. u. Sportsuspensorien, in allen
Preislagen und grösster Auswahl von
45 Pf. an.

Schwämme,
feinste Toilette- und Badeschwämme.

**Augen-, Mund- und Ohren-
Schwämme**
für Kinder von 10 Pf. an.

Gummi-Schwämme.
Ia. Qual. in div. Grössen v. Mk. 1.— an.

Drinflaschen
fürs Bett, männl. u. weibl., aus Glas,
Porzellan, Emaille u. Papiermasse von
80 Pf. an.

Sauger
f. Kindermilchflaschen, Soxhletflaschen
etc. von 10 Pf. an.
(Dutzendpreise billigst.)

Verband-Watte
nach Prof. Bruns, chem. rein, sterilisiert
u. imprägniert, in bester Qualität zu
niedrigsten Preisen.

Verbandstoffe und Binden.
wie Gaze, Mull, Cambrie etc., Ia. Qual.,
in allen Packungen zu niedrigsten
Preisen.

Wärmeflaschen
von Gummi u. Metall in allen Grössen
von Mk. 1.50 an.

Thermophor-Kompressen,
Umschlag-Wärmer
mit Spiritus-Lampe (Cataplasma).

Wund- und Clystir-Spritzen
aus Hartgummi, Glas und Metall in
allen Grössen bei grösster Auswahl u.
zu billigsten Preisen.

Wochenbett-Binden,
engl. (nach der Geburt zur Wieder-
herstellung der Figur unentbehrlich), in
div. Grössen, Mk. 4.50.

Wasser-Umschläge u. Priesenitz
für Hals, Brust und Leib, ge-
brauchsfertig, in div. Grössen von
von Mk. 1.50 an.

Wasser-Kissen u. -Matratzen
in div. Grössen schon von Mk. 16 an.

Windelhöschen,
feinste Qual., sehr weich und zart,
von Mk. 1.80 an.

Wund-Puder, aseptisch.

Zahnbürsten,
beste deutsche, engl. u. franz. Fabrikate
in grosser Auswahl, von 40 Pf. an.

Zahnringe
aus Bein und Gummi, von 25 Pf. an

Zimmer-Thermometer
von 60 Pf. an.

Zungenschaber,

Zellstoff-Unterlagen
in Tafeln à 25 Pf. (s. aufsaugungsfähig.)

Stechbecken
in Emaille, Porzellan und Zinn, in div.
Grössen von Mk. 2.— an.

Sterilisier-Apparate,
s. Milchkochapparate.

Subcutan-(Morphium-)Spritzen,
in allen Ausführungen, in Eis schon
von Mk. 1.90 an.

Kranken-Transporte.
Ausführung vorschrittmässiger

Desinfektionen
von Kranken- und Sterbezimmern.
Prompte und sachkundige Bedienung
durch fachmännisch gebildetes, männl.
und weibl. Personal.

P. A Stoss, Medizinisches Warenhaus u. Gummi-Fabrikate, Taunusstrasse 2.
Telefon No. 227. Grösstes Spezialgeschäft der Branche. Telefon No. 227.